

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Roberto Bolaño

Monsieur Pain

Roman

Aus dem Spanischen
von Heinrich von Berenberg

S. FISCHER



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 1999
unter dem Titel »Monsieur Pain«
bei EDITORIAL ANAGRAMA, S. A., Barcelona
© 1999, Roberto Bolaño, alle Rechte vorbehalten

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397418-8

Für Carolina López

P: Und ist Ihnen der Gedanke an den Tod sehr schmerzlich?

V: Nein – nein!

P: Freuen Sie sich gar über die Aussicht?

V: Wenn ich in wachem Zustand wäre, würde mir der Tod willkommen sein, doch jetzt gilt er mir nichts.
Das mesmerische Befinden ist dem Tode so nahe,
dass es mich befriedigt.

P: Ich wünschte, Sie wollten sich näher erklären,
Mr. Vankirk.

V: Das will ich gern, doch erfordert es eine Anstrengung,
die, so föhl ich's, im Augenblick über meine Kräfte geht.
Sie fragen mich nicht in der rechten Weise.

P: Was soll ich Sie denn fragen?

V: Sie müssen mit dem Anfang beginnen.

P: Mit dem Anfang! – ja, doch wo ist der Anfang?

Edgar Allen Poe, *Mesmerische Offenbarung*

Übersetzt von Hans Wollschläger und Kuno Schuhmann

Zürich 1994

Vorwort

Vor vielen Jahren, 1981 oder 1982, schrieb ich *Monsieur Pain*. Sein Schicksal war ebenso wechselhaft wie abenteuerlich. Unter dem Titel *La senda de los elefantes* gewann der Roman den Premio de novela corta Félix Urabayan, den die Stadtverwaltung von Toledo vergibt. Kurz zuvor hatte er, unter anderem Titel, eine ehrenvolle Erwähnung bei einem anderen Wettbewerb in der Provinz erhalten. Mit dem ersten Preis gewann ich dreihunderttausend Peseten. Mit dem zweiten einhundertzwanzigtausend, wenn ich mich recht erinnere. In Toledo publizierten sie das Buch für mich und ernannten mich zum Mitglied der Jury für den nächsten Wettbewerb. In der anderen Provinzhauptstadt vergaßen sie mich noch schneller, als ich brauchte, um sie zu vergessen, und ich habe nie erfahren, ob das Buch publiziert wurde oder nicht. Über all das berichte ich in einer Erzählung in *Telefongespräche*. Die Zeit, ein echter Witzbold, hat dafür gesorgt, dass ich später noch ein paar bedeutende Auszeichnungen gewann. Dennoch ist mir keiner so wichtig gewesen wie jene über die Landkarte Spaniens verstreuten Preise, lauter Büffel, die eine kleine Rothaut erst einmal erlegen musste, denn damit bestritt sie ihr Leben. Nie wieder bin ich so stolz gewesen, und so unglücklich, ein Schriftsteller zu sein, wie damals.

Über *Monsieur Pain* kann ich nicht viel mehr sagen als dies. Fast alles, was erzählt wird, hat sich in Wirklichkeit so zugetragen: Vallejos Schluckauf, der Lastwagen – von Pferden gezogen –, der Curie überfuhr, seine letzte oder zumindest eine seiner letzten Arbeiten, eng verbunden mit einigen Aspekten des Mesmerismus, die Ärzte, die Vallejo so schlecht behandelten. Auch Monsieur Pain hat es gegeben. Georgette erwähnt ihn irgendwo in ihren leidenschaftlichen, zornigen, hilflosen Erinnerungen.

Monsieur Pain

Paris 1938

Am Mittwoch, dem 6. April, am späten Nachmittag, als ich mich soeben anschickte, meine Wohnung zu verlassen, erhielt ich ein in dringlichem Ton abgefasstes Telegramm von meiner jungen Freundin Madame Reynaud, in dem sie meine Anwesenheit noch für den gleichen Abend im Café Bordeaux erbat, einem Lokal in der Rue Rivoli, nicht allzu weit von meiner Wohnung entfernt, und zwar für eine Uhrzeit, zu der ich, wenn ich mich beeilte, noch pünktlich erscheinen konnte.

Das erste Anzeichen für die Besonderheit der Geschichte, auf die ich mich einzulassen im Begriff war, zeigte sich sogleich, als ich nämlich die Treppe hinunterging und auf Höhe des dritten Stocks zwei Männern begegnete. Sie sprachen Spanisch, eine Sprache, die ich nicht verstehe, und trugen dunkle Regenmäntel sowie breitkrepelige Hüte, die, weil sie von mir aus gesehen weiter unten auf der Treppe standen, ihre Gesichter verdeckten. Aufgrund des üblicherweise in Treppenhäusern herrschenden Halbdunkels und wegen meiner geräuschlosen Annäherung, nahmen sie erst von meiner Anwesenheit Notiz, als ich ihnen, nur drei Treppenstufen entfernt, fast gegenüberstand; daraufhin hörten sie auf zu sprechen, und anstatt zur Seite zu treten, damit ich meinen Abstieg fortsetzen

konnte (die Treppe ist breit genug für zwei Personen, nicht aber für drei), starrten sie einander an, und zwar für einige Augenblicke, die mir zusammengefasst wie ein Simulakrum der Ewigkeit vorkamen (ich stand, muss ich betonen, einige Stufen höher), ehe sie extrem langsam ihre Blicke voneinander ließen und auf mich richteten. Polizisten, ging es mir durch den Kopf, nur Polizisten haben sich diese Art zu schauen bewahrt, Erbeil aus in schattigen Wäldern verbrachten Jäger- und Sammlerzeiten; dann fiel mir wieder ein, dass sie Spanisch gesprochen hatten und es sich nicht um Polizisten handeln konnte, zumindest nicht um französische Polizisten. Ich dachte, sie würden mich ansprechen, mit dem unvermeidlichen Gestammel verirrter Ausländer, aber stattdessen drückte sich der mir direkt gegenüberstehende der beiden auf die denkbar ungeschickteste Art zur Seite, gegen die Schultern seines Begleiters, so dass er sich und seinen Kollegen in eine für beide gewiss denkbar unbequeme Lage brachte und ich, nach einer grüßenden Handbewegung, die nicht erwidert wurde, meinen Abstieg fortsetzen konnte. Aus Neugier drehte ich mich auf dem nächsten Treppenabsatz noch einmal um: Da standen sie immer noch, auf der gleichen Treppenstufe, im trüben Licht einer Glühbirne, die von der Decke hing und, wirklich erstaunlich, in der nämlichen Position, die sie eingenommen hatten, um mich vorbeizulassen. Als sei die Zeit stehengeblieben, dachte ich. Unten, beim Heraustreten auf die Straße, sorgte der Regen dafür, dass ich den Vorfall rasch vergaß.

Madame Reynaud saß ganz hinten im Restaurant, vor der Wand, hoch aufgerichtet wie immer. Sie wirkte ungeduldig, obwohl ihre Miene sich entspannte, als sie mich entdeckt hatte, so als sei eine plötzliche Erschlaffung die angebrachte Art und Weise, mir zu bedeuten, dass sie mich wiedererkannt hatte und mich erwartete.

»Ich möchte, dass Sie den Ehemann einer Freundin aufsuchen«, waren ihre ersten Worte, kaum dass ich ihr gegenüber Platz genommen hatte, vor mir den riesigen Spiegel, durch den ich fast das gesamte Restaurant überblicken konnte. Weiß der Himmel, welche verquere Analogie mir das Antlitz ihres jugendlichen Ehemannes in Erinnerung brachte, der erst vor kurzem gestorben war.

»Pierre«, wiederholte sie, indem sie jedes Wort betonte, »Sie müssen dringend, und zwar im beruflichen Auftrag, den Ehemann meiner Freundin aufsuchen.«

Ich glaube, ich bestellte einen Pfefferminzlikör, ehe ich fragte, woran er denn leide, dieser Monsieur ...

»Vallejo«, sagte Madame Reynaud, und dann, kurz und bündig: »Schluckauf.«

Ich weiß nicht, warum die unzusammenhängenden Bilder eines Gesichts, welches zu dem verstorbenen Monsieur Reynaud hätte gehören können, sich über all jene Gestalten legten, die ein, zwei Tische weiter tranken und redeten.

»Schluckauf?«, fragte ich mit einem traurigen Lächeln, das respektvoll wirken sollte.

»Er stirbt«, erwiderte heftig meine Gesprächspartnerin, »niemand weiß woran, das ist kein Scherz. Sie müssen ihn retten.«

»Ich fürchte«, murmelte ich, während sie nervöse Blicke durchs Fenster auf den Fluss der Passanten in der Rue Rivoli schoss, »wenn Sie sich nicht etwas genauer ausdrücken könnten ...«

»Ich bin kein Arzt, Pierre, ich weiß so gut wie gar nichts von diesen Dingen, es ist ja bekannt, dass darin mein Unglück liegt, ich wollte immer Krankenschwester werden.« Ihre Augen funkelten wütend. Und in der Tat hatte Madame Reynaud keine höheren Studien absolviert (genau genommen hatte sie überhaupt nicht studiert), was nicht verhinderte, dass man sie für eine Frau mit aufgeweckter Intelligenz halten konnte.

Sie verzog etwas das Gesicht und senkte den Blick, und dann sagte sie, und es klang, als hätte sie etwas auswendig gelernt:

»Seit Ende März befindet sich Monsieur Vallejo im Krankenhaus. Die Ärzte wissen immer noch nicht, was ihm fehlt, dass er aber sterben wird, ist gewiss. Gestern begann er unter Schluckaufbeschwerden zu leiden ...« Sie stockte, ihr Blick flog hin und her, als wollte sie unter den Gästen jemanden erspähen. »Das heißt, gestern bekam er einen Schluckauf, der nicht wieder weggeht, und niemand kann irgendetwas zur Linderung beitragen. Sie wissen ja, an Schluckauf kann man sterben. Aber damit nicht genug, er hat auch Fieber, immer vierzig Grad. Heute Morgen rief mich Madame Vallejo an, mit der ich seit einigen Jahren bekannt bin. Sie ist ganz allein, sie hat niemanden, außer den Freunden ihres Mannes, lauter Südamerikaner. Als sie mir ihre Lage schilderte, fielen Sie mir ein, obwohl ich ihr selbstverständlich nichts gesagt oder versprochen habe.«

»Ihr Vertrauen ehrt mich«, gelang es mir zu seufzen.

»Ich glaube an Sie«, kam sogleich die Antwort.

Glaube, so ging es mir durch den Kopf, ist das wichtigste Requisit, um zu lieben. Irgendwie wirkte sie zerbrechlich. Die Augen waren trocken (warum auch nicht?) und studierten mit einer gewissen Müdigkeit die Schulterpolster meines Jacketts.

»Was die Ärzte nicht geschafft haben, können Sie mit Akupunktur zustande bringen.«

Und sie legte ihre Hand auf meine; mich schauderte ein wenig; für einen Moment kamen mir Madame Reynauds Finger wie durchsichtig vor.

»Glauben Sie mir, Sie sind die einzige Person, die den Gatten meiner Freundin zu retten vermag, aber wir müssen uns beeilen, wenn Sie einwilligen, müssen Sie Vallejo gleich morgen besuchen.«

»Selbstverständlich, wie könnte ich mich weigern«, sagte ich, aber ich wagte nicht, sie anzusehen.

Ihr Ausruf erregte Aufmerksamkeit an den benachbarten Tischen.

»Ich wusste es! O Pierre, ich vertraue Ihnen, ich vertraue Ihnen so sehr!«

»Was muss ich als Erstes tun?«, schnitt ich ihr das Wort ab, während ich im Spiegel mein errötetes, möglicherweise glückliches Gesicht sah und auch den Kellner, der mit zwei großgewachsenen, dünnen und schwarzgekleideten Individuen mit ausgemergelten Gesichtern neben der Kasse sprach, es sah aus, als würden sie etwas bezahlen oder ihm eine vertrauliche Mitteilung machen.

»Ich weiß es nicht, mein Freund. Erst muss ich mit Geor-

gette sprechen, Madame Vallejo«, präzisierte sie, »und gleich für morgen früh eine Verabredung abstimmen.«

»Sehr gut. Je früher ich eine Vorstellung über den Zustand habe, in dem sich der Mann Ihrer Freundin befindet, desto besser«, versicherte ich.

Der Kellner und die beiden Männer blickten jetzt in unsere Richtung. Die Unbekannten mit der so ungewöhnlich bleichen Miene, nickten, unisono und wie zustimmend. Mich beschlich ein seltsames Gefühl: In diesem Moment erschienen sie mir beide wie eine Inkarnation der Frömmigkeit. Ich fragte mich, ob Madame Reynaud sie kannte.

»Sie beobachten uns.«

»Wer?«

»Da, an der Kasse, schauen Sie nicht so hin, zwei schwarzgekleidete Männer. Mir kommen sie wie zwei Engel vor, finden Sie nicht?«

»Aber ich bitte Sie, seien Sie nicht töricht, Engel sind jung und haben rosige Haut. Die beiden Männer da sehen doch aus, als kämen sie aus dem Gefängnis.«

»Oder aus einem Keller.«

»Wahrscheinlich einfach zwei müde Büroangestellte, vielleicht sind sie krank.«

»Stimmt. Kennen Sie sie?«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte sie mit Blick auf meine Krawattennadel.

Meine Freundin schien irgendwie kleiner geworden zu sein.